

Norbert Schröder, Volker Hinnenkamp,
Simone Kreher, Angelika Pofertl (Hrsg.)

Lebenswelt und Ethnographie

Beiträge der 3. Fuldaer Feldarbeitstage

2./3. Juni 2011



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2012, Oldib-Verlag, Essen
www.oldib-verlag.de
Waldeck 14
45133 Essen
www.oldib-verlag.de

Herstellung: Pressel Druck, Remshalden

ISBN 978-3-939556-33-6

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwendung,
die über den Rahmen des Zitatrechtes bei vollständiger Quellenangabe hin-
ausgeht, ist honorarpflichtig und bedarf der schriftlichen Genehmigung des
Verlages.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
01 <i>Heinrich Bollinger</i> „Rauchzeichen“.....	15
02 <i>Anne Honer</i> Die Bedeutung existenziellen Engagements.....	21
03 <i>Anne Honer</i> Anne auf dem Amt. Ein Cultural Clash.....	31
04 <i>Alexa Maria Kunz, Tilo Grenz, Paul Eisewicht</i> Die Kunst des forschenden Handelns: Tagungsbericht zu den 3. Fuldaer Feldarbeitstagen.....	39

Track 1

(Neue) Forschungsfelder für die Lebensweltanalytische Ethnographie

05 <i>Werner Notbdurft</i> Soziale Räume – Video-Erkundungen in soziale Lebensräume Erste Überlegungen und Arbeiten aus der Werkstatt.....	59
06 <i>Maud Hietzge</i> Subjektivierung durch Bewegungskultur Aktivitäten von Peers in schulischen Lebenswelten.....	67
07 <i>Angelika Pofertl</i> Lebensweltanalytische Ethnographie und die „Kosmopolitisierung“ des Sozialen: Anmerkungen zur Globalisierungsforschung.....	85
08 <i>Gudrun Lachenmann</i> „Globale Ethnographie“ und die Rechtfertigung entwicklungssoziologischer/sozialanthropologischer Forschung im Alltag.....	101
09 <i>Volker Hinnenkamp</i> Alltagserzählungen in Situationen lebensweltlicher Mehrsprachigkeit.....	119

10	<i>Elisabeth Schilling</i> Zerfrante Karrieren: Subjektiver Karriereerfolg und Wohlbefinden älterer Arbeitnehmerinnen.....	135
11	<i>Simone Kreber, Eva Marr</i> Vorstellungen von einem »guten Leben« in sozial ungleichen Lebenswelten: Impressionen lebensweltanalytischen Arbeitens mit Kindern.....	149
12	<i>Diana Lengersdorf</i> Ereignen, erleben und erfahren: Potenziale einer Soziologie der Praktiken zur Analyse von Lebenswelten.....	167
13	<i>Almut Zwengel</i> Seinen Weg gehen: Integrationsvorstellungen lokaler Experten.....	179

Track 2

Methodische Potenziale und Grenzen der Lebensweltanalytischen Ethnographie

14	<i>Dariusz Zifonun</i> Autoethnographie als Alternative? Der Fall einer gescheiterten Seminarteilnahme.....	195
15	<i>Berthold Oelze</i> Die Einbeziehung der Erste-Person-Perspektive in der phänomenologischen Sozialforschung.....	203
16	<i>Jo Reichertz</i> Vom verführerischen Gesang der Spielautomaten oder: Wie kann man Faszination in Feldstudien erfassen?.....	217
17	<i>Norbert Schröer, Richard Bettmann, Ulrich Leifeld, Anandita Sharma</i> Protointerpretative Horizontverschmelzung: Zur Bildung einer 'gemeinsamen Mitspielkompetenz' in einer multiperspektivischen Interpretengruppe.....	231
18	<i>Thorsten Benkel</i> Devianz und Lebenswelt: Der Kreislauf von Wissen, Erfahrung und Subjektivität – am Beispiel eines Rotlichtmilieus.....	243

19	<i>Christoph Maeder, Achim Broszjewski</i> Das Gesetz des Wiedersehens: Irritationen der Lebenswelt durch die ethnographische Beschreibung.....	257
20	<i>Andrea Leipold</i> SOWieDAheim: Ambivalenzen einer Lebenswelt von besonderen Gästen und besonderen Gastgeberinnen.....	271
21	<i>Michaela Pfadenbauer</i> Dabeisein ist (nicht) alles: Das Logbuch als technische Erweiterung der Lebensweltanalytischen Ethnographie?	285

Track 3

Fundamentale Herausforderungen der Lebensweltanalytischen Ethnographie

22	<i>Bernt Schnettler, Bernd Rebstein</i> Migranten vereint – 'lebensweltanalytisch fokussiert': Ansätze der Verknüpfung von lebensweltanalytischer und fokussierter ethnographischer Exploration im Migrationsmilieu.....	297
23	<i>Verena Foth, Johanna Trautner, Lisa Zens</i> Irritierende Höflichkeiten: Ansatz einer lebensweltanalytischen Ethnographie in Ghana.....	313
24	<i>Thomas S. Eberle, Verena Rebitzke Eberle</i> „Alles war ohne Inhalt, ohne Bedeutung“ – Der Umgang mit den Folgen einer Hirnblutung.....	325
25	<i>Thomas Beer, Christine Keller</i> „Hallo, hallo, wo bin ich?“ Emotionsorientierte Kommunikationsansätze im Umgang mit Menschen mit Demenz.....	345
26	<i>Ronald Hitzler</i> Am Ende der Welt? Zur Frage des Erlebens eines Menschen im Wachkoma.....	355
27	<i>Henny Annette Grewe</i> Wachkoma: Deutungsmuster eines irritierenden Phänomens.....	367

Vorwort

*Norbert Schröer, Angelika Pofert,
Simone Kreher, Volker Hinnekamp*

28	<i>Ansgar Herkenrath</i> Von der Lebenswelt eines Menschen im Wachkoma: Grenzen Lebensweltanalytischer Ethnographie und die Chancen therapeutischer Begleitung.....	379
29	<i>Frank Mürcher</i> Grenzen und Möglichkeiten Lebensweltanalytischer Ethnographie im Kontext von Wachkoma.....	387
30	<i>Beate Lüttig</i> Auf Stöckelschuhen: Zur Praxeografie des Tango-Tanzens.....	395
31	<i>Tobias Boll</i> Mediengebundene Lebenswelten und Beobachten mit anderen Augen.....	411
32	<i>Werner Schneider</i> Lebensweltanalytische Ethnographie und Dispositivanalyse: Theoretische und methodische Anmerkungen zur Forschungspraxis am Lebensende.....	425
33	<i>René Gründer</i> Riskiertes Verstehen: Lebensweltanalytische Religionsethnografie alternativreligiöser Gemeinschaften am Beispiel der 'Asatru'.....	445
Der Blick auf das Eigene – der Blick auf das Andere: Zwei Plenarvorträge		
34	<i>Hans-Georg Soeffner</i> Der Eigensinn der Sinne.....	461
35	<i>Hubert Knoblauch</i> Die Anderen und die Fremden oder: Die zwei Seiten der Ethnographie.....	475
Autorenangaben.....		489

Begreift man Gesellschaft als eine durch handelnde Subjekte konstruierte Wirklichkeit, dann ist diese Wirklichkeit erst erfasst, wenn der jeweils relevante gesellschaftliche Bezugsrahmen von den Sinnsetzungsprozessen der Handelnden her nachgezeichnet ist. Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung sind demzufolge zuerst die alltäglichen wechselseitigen Verstehensleistungen der handelnden Subjekte.

Die Lebensweltanalytische Ethnographie trägt dem Postulat der *subjektiven Interpretation* in besonderer Weise Rechnung. Eine lebensweltanalytisch arbeitende Sozialforscherin ist gehalten, sich auf ihr Feld so weit es ihr möglich ist und so weit es ihr vertretbar erscheint, also mit all ihrer Erfahrungsfähigkeit einzulassen. Gerade die Datenerhebung erfolgt dann aus einer praktischen (temporären) Mitgliedschaft heraus. Erst über ein *existentielles Engagement* gewinnt die Sozialforscherin die Chance zur Beschreibung ihres Feldes aus einer adäquaten Innensicht, nur so eröffnet sich die Möglichkeit zu einer tatsächlichen Übernahme der Akteursperspektive. Es geht der lebensweltanalytisch arbeitenden Ethnographin also nicht einfach um eine detailgenaue Dokumentation beobachtbaren Handelns in einem bestimmten Feld. Es geht ihr im Kern immer um die Sichtbarmachung der feldspezifischen Erfahrungs- und der subjektiven Sinnsetzungsprozesse, von denen ausgehend Beobachtetes erst als Handeln in einem bestimmten Feld erkennbar wird. Wenn die Sozialforschung im Anschluss an Alfred Schütz das Postulat der subjektiven Interpretation ins Zentrum rückt, dann – so das Credo der Lebensweltanalytischen Ethnographie – sollte eine sozialwissenschaftliche Feldforschung nicht als teilnehmende Beobachtung, sondern als beobachtende Teilnahme angelegt sein.

Dieses hier nur angedeutete Konzept einer Lebensweltanalytischen Ethnographie ist von Anne Honer seit Mitte der 1980er Jahre entwickelt worden. Als Schülerin und Mitarbeiterin von Thomas Luckmann mit der phäno-

Anne auf dem Amt

Ein Cultural Clash¹

Anne Honer

1. (01.10.1988) Zum 1. September habe ich, im Zuge einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme, meine Stelle (also eine AB-Stelle), beim Kölner Amt für Statistik und Einwohnerwesen in der Abteilung Stadtforschung als Wissenschaftler angetreten.

Nach etwas mehr als zwei Wochen faktischer Arbeit ist bereits so viel Notierenswertes geschehen, dass es mir leid tut, dieses Material 'verloren' zu haben. Verloren ist es deshalb, weil es mir in der Eingewöhnungsphase, die diese erste Zeit ja für mich, aber auch für die Kollegen ist, nicht möglich war, die Disziplin oder besser: die innere Ruhe und somit Distanz aufzubringen, die notwendig ist, um das Tagesgeschehen festzuhalten. Zum einen habe ich gewisse Mühe, meinen bisherigen Lebensrhythmus darauf einzustellen, dass ich um 7 Uhr früh aufstehen und (mit Ausnahme von etwas mehr als einer

¹ Notiz zur Notiz von Michaela Pfadenhauer: In einer ihren vielen Kladden, in denen Anne Honer sich ständig zu allem Möglichen irgendwelche Notizen gemacht hat, habe ich u.v.a. diese Feldnotizen aus dem Jahr 1988 gefunden, die ich stellvertretend für Anne Honer zum Einstieg in die im vorliegenden Band dokumentierten 3. Fuldaer Feldarbeitstage verlesen habe. Es handelt sich dabei nicht etwa um eine 'kleine Ethnographie', sondern um zwei im Abstand von knapp zwei Wochen vorgenommene Einträge in ein Feldtagebuch, mit denen Anne Honer ihre Erfahrungen bei der Ausübung einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme im Amt für Statistik in Köln festgehalten (und verarbeitet) hat. Als Einstieg für diese Tagung, die anlässlich ihres 60. Geburtstags dem von Anne Honer entwickelten Ansatz einer Lebensweltanalytischen Ethnographie gewidmet war, erschienen sie mir deshalb besonders geeignet, weil sie beiläufig transportieren, welche Fragen eine lebensweltanalytische Ethnographin klären muss, wenn sie sich in ein Feld begibt: a) Wer bin ich im Feld?, b) Was setzt mir zu, was beschäftigt /lenkt mich ab?, c) Was fällt mir auf – und zwar konkret?, d) Was hat das, was mir auffällt, mit meiner Rolle, meinem Standort, meinem (mangelnden) Abstand, also meiner Perspektive zu tun?, e) Was interessiert mich – warum? Für die Veröffentlichung habe ich diese Feldnotizen lediglich grammatikalisch etwas nachbearbeitet und mit einem Titel versehen.

halben Stunde Mittagspause) den Tag bis zwischen 17 und 18 Uhr in einer Amtsstube verbringen muss. Und da ich, zum anderen, mit meiner neuen Arbeit überhaupt nicht vertraut bin, erschöpfte mich diese zusätzliche Angespanntheit aufgrund meiner Unsicherheit, so dass ich abends nur noch die Ablenkung vor der 'Glotze' suchte, bevor ich – für meine Verhältnisse allzu früh und sozusagen fremdbestimmt – schlafen gehen musste, um für den nächsten Tag, der unweigerlich anbricht, genügend aufnahmefähig zu sein. Die emotionale Verwirrung, die die faktische sachliche Inkompetenz in aufkeimende und ständig überhand zu nehmen drohende Minderwertigkeitsgefühle verwandeln, waren nicht gerade der Stoff, mit dem ich mich 'nach Feierabend' auch noch bewusst konfrontieren wollte.

Trotzdem wollen solche Ohnmachtsgefühle natürlich irgendwie bewältigt sein, um handlungsfähig zu bleiben. Ich habe sie pragmatisch bearbeitet – durch das Selbstwertgefühl aufrechterhaltende Parolen wie: „Du hast Deinen Vorgesetzten von Anfang an nichts vorgemacht, sondern klar gesagt, dass Du derartige Forschung noch nie gemacht hast.“ Oder: „Wenn Du's nicht aushältst, dann hörst Du einfach wieder auf.“ Oder: „Du hast nur eine AB-Stelle, und die wird nicht vom Amt bzw. von der Stadt bezahlt. Also kann es denen doch egal sein, wie inkompetent Du bist.“ Oder: „Denen ist wahrscheinlich immer noch lieber, irgend jemanden zur Hilfe zu haben als überhaupt niemanden.“

Derart 'gestärkt' bzw. gewappnet war es mir dann auch z.B. kein so großes Problem mehr, dass der erste offizielle Brief, den ich im Rahmen der Jugendbefragung geschrieben habe, während meiner Abwesenheit mehrfach korrigiert wurde, und dass der Abteilungsleiter – nicht nur, aber auch mit Blick auf den Brief, offenbar mehr und mehr daran zweifelte, ob ich die Studie in der vorgesehenen Zeit bewältigen könne. Das jedenfalls sagte mir mein direkter Vorgesetzter. Und obwohl ich die Zweifel des Abteilungsleiters eigentlich teile, ließ vor allem diese kleine Bemerkung, die mir eben von meinem unmittelbaren Vorgesetzten überbracht wurde, mein Selbstwertgefühl massiv sinken.

2. Von elementarem methodischem Interesse sind für mich natürlich die Unterschiede der hier von mir erwarteten Art von Sozialforschung gegenüber der Ethnographie. Ein bisher auffälliger Unterschied ist – wie ich am Beispiel des Schulleiterbriefes sowie der Pretestauswertung sehen konnte –,

selbstverständlich der, aus welcher Position heraus man sich als Forscher in die Wirklichkeit einmischt: Die Ankündigung an die Schulleiter, dass nunmehr eine Jugendbefragung in den Schulen stattfindet, wurde von mir als für das Projekt verantwortlichem Mitarbeiter vorformuliert. Das ist jedoch lediglich von amtsinterner Relevanz. Es dient der Einschätzung meiner Qualifikation dafür, die Vorgesetzten zu entlasten. Denn *extern*, d.h. hier faktisch gegenüber den Schulleitern, präsentiert sich der Amtsleiter. Was ich tun bzw. lernen muss, ist folglich, diesen Brief (und andere Exemplare dieses Typus) auf die Selbstpräsentationsaspekte der Rolle „Amtsleiter“ hin zu analysieren und angemessen zu verfassen. Bezogen auf die Adressaten z.B. lerne ich, wie die Vielfalt der einzelnen Personen als Schulleiter, zum Anredetypus „Schulleiter“ schrumpft.

Noch weitaus gravierender ist dieser Vereinheitlichungsdruck aber bei den Fragebögen selber: Es sollen Jugendliche im Alter von 10 bis 22 Jahren zu ihrer Lebenssituation befragt werden. Aus Gründen der methodischen Vergleichbarkeit müssen die Fragen so formuliert sein, dass an *alle* Befragten verstehbare Fragen gestellt werden, auch wenn die Fragen selber nur für manche der zu Befragenden überhaupt relevant sein können: z.B. nur für ältere Jugendliche die Frage nach dem Familienstand – ledig, verheiratet, verwitwet etc. Oder sollte eine solche Frage auch schon für bei 10 bis 13 Jährige relevant sein?

Einerseits also wird hier 'von Amts wegen' auf den Common Sense der Befragten gesetzt, wenn mit dem als gleich unterstellten Common Sense Fragen formuliert werden. Andererseits sind im Hinblick auf den Common Sense manche Fragen eben blödsinnig. Trotzdem gelten sie aber als methodisch erforderlich und müssen deshalb „durchgezogen“ werden. [*Notiz: Diesem ambivalenten Umgang mit Common sense muss ich unbedingt weiter nachgehen.*]

3. (13.10.88) Nach einer für mich überaus hektischen Woche verstärkt sich das Empfinden dass ich hier nicht lange bleiben werde. Und doch hat mich seit langem nichts mehr so beschäftigt, wie meine Situation auf dem Amt. Nicht, dass ich etwa meine Arbeit inhaltlich irgendwie spannend fände. Deutlicher gesagt halte ich die mir hier anvertraute bzw. besser: anbefohlene Arbeit für absolut langweilig und nutzlos, weil diese Befragung m.E. nichts Neues bringen wird; nichts, was man in der Jugendforschung nicht eh schon

weiß. Interessant ist nur, dass man es nachher dann eben auch noch für Köln weiß. Nun gut.

Viel wichtiger für mich ist das persönliche Erleben des Unverhältnisses von Engagement, Effizienz und bürokratischen Strukturen. (Sicher findet sich dazu alles bereits in der Organisationssoziologie bzw. in Bürokratietheorien. Oder?) Aber die Mächtigkeit der Strukturen an der 'eigenen Haut' zu spüren, ist überwältigend und bedarf einiger Selbststabilisierungs- und Selbstlegitimationsarbeiten, um mich wieder in der Balance zu finden. Entfremdete Arbeit ist nicht mehr lediglich ein Begriff aus einer bestimmten Terminologie für mich, sondern wird irritierend 'lebendig'. (Ich sehe selber, dass hier meine Emotionen in Wallung geraten. Unübersehbar: Mir fehlt es an der notwendigen Distanz zur teilnehmenden Beobachtung oder gar zu beobachtenden Teilnahme.)

Ich versuche und bin auch gehalten, so intensiv 'native' zu gehen, wie ich es bisher in meinen Studien nur gelegentlich und ausschnitthaft bei meinen Bodybuildern erlebt habe. Mehr als acht der besten, hellwachen Stunden des Tages im Feld zu sein, ist augenscheinlich doch etwas anderes, als ein paar Stunden im Bodybuildingstudio herumzuhängen. Vermutlich ist der Unterschied aber vor allem darauf zurückzuführen, dass ich mir dieses Feld nicht ausgesucht habe. Ich bin ja nicht in der Rolle des Forschers hier im Feld, obwohl – und das ist wohl der entscheidende Punkt – ich es gerne wäre: als Fluchtpunkt oder Rettungsanker, um aus der Rolle des angestellten Wissenschaftlers, der eigentlich ein inkompetenter Novize in diesem Arbeitsgebiet ist, herauszukommen. Denn dass ich ein Novize in dieser Art Sozialforschung bin, wissen ja nur meine Vorgesetzten, und die haben wohl mein 'Eingeständnis' bei meinem Vorstellungsgespräch nicht ganz ernst genommen bzw. sind personell in einem solchen Engpass, dass sie jeden genommen hätten, der mit einem akademischen Abschluss in den Sozialwissenschaften gekommen wäre. Und das haben sie mit mir ja nun auch getan.

Mein Unbehagen den Vorgesetzten gegenüber ist also begrenzt. Wichtiger für mich ist, dass für die Arbeitskollegen im Amt wichtig ist, dass ich ein ABler bin. Denn, wie ich gerüchteweise gehört habe, geht hier der Spruch um, dass zwei ABler zusammen soviel arbeiten, wie *ein* 'richtiger' Angestellter (oder war's nur die Hälfte?).

Eine wesentliche Erfahrung ist die, dass ein Neuling mehr oder weniger wohlwollend aber belehrend auf seine formalen Fehler hin- und eingewiesen

wird, dass aber seine Anlernzeit umso kürzer ist, je höher sein Status in der Hierarchie ist, und dass die Ungeduld und damit die Bereitschaft zu unhöflichen Vorwürfen und Zurückweisung steigt, je höher der Arbeitsdruck empfunden wird. Und seltsamerweise, und entgegen dem Bild, das der Normalbürger von Ämtern und Behörden hat, höre ich kaum etwas anderes als Klagen über die Überlastung der Mitarbeiter, über chronische Engpässe und über die personelle Unterbesetzung der verschiedenen Abteilungen. Aber vielleicht beruht dies auch auf meiner gegenwärtig eingeschränkten Perspektive, da ich mich selber davon überlastet fühle, meine Arbeit termingerecht durchzuführen.

Wohl gemerkt, ich rede jetzt nicht von für mich neuen Fragen und Problemen einer mit statistischen Prozeduren arbeitenden Sozialforschung. Denn meine Arbeit bislang war noch in keinem Moment *inhaltlicher* Natur, sondern bestand in der technischen Abwicklung eines Projekts, also in der ganzen *organisatorischen* Arbeit, die zu tun ist, um diese Befragung auf den Weg zu bringen und am Laufen zu halten. Dabei lassen sich zwei Typen von Arbeiten unterscheiden: Zum einen solche, die *direkt* im Zusammenhang mit dem Projekt stehen, wie z.B. jetzt bei der Jugendbefragung die Terminabsprache mit den Schulleitern, an deren Schulen die Befragung stattfinden soll, oder der Brief an die Eltern minderjähriger Schüler, die laut Anordnung des Kultusministers ihr Einverständnis für die Befragung ihrer Sprösslinge geben müssen, und dergleichen mehr. Der andere Teil der Arbeit, und der ist nicht 'überschneidungsfrei' mit dem zuerst genannten, ist die zusätzliche Arbeit aufgrund der arbeitsteiligen Organisation zum einen und der hierarchischen Gliederung der Arbeitsorganisation zum anderen.

Ein paar anschauliche Beispiele: Es gehört zwar fast schon zu den selbstverständlichen Alltäglichkeiten – wenn auch nicht ganz, denn es ärgert mich immer noch: Wir haben eine so genannte „Textverarbeitung“. Das ist das Büro bzw. der Teil der Abteilung, in dem/der *alle* Schreibarbeiten erledigt werden müssen, denn es ist uns nicht gestattet, selber mit der Schreibmaschine zu arbeiten. (Wie mir mein direkter Vorgesetzter mitgeteilt hat, soll es irgendeinen Beschluss dazu geben, mit der – bekannten – Begründung, dass man ansonsten Arbeitsplätze gefährden würde.) Die Kollegen dieser „Textverarbeitung“ raunzen einen sofort an für Formfehler wie z.B. den, dass man Schreibaufträge in der entsprechenden Mappe nicht *unten* in die für Eingänge vorgesehene Ablage gibt, sondern obenauf legt, weil die Stapel von oben

nach unten abgearbeitet werden und man sich sonst ungerechtfertigt vor-drängen würde, oder gar solche wie, dass man das Formular für die Schreib-aufträge unvollständig ausgefüllt hat oder nicht dudengerechte oder unüber-sichtliche Korrekturen an den Abschriften vorgenommen habe.

Aus Sicht der Kollegen sind das natürlich völlig plausible Reaktionen auf organisatorisches Fehlverhalten von mir. Was mich ärgert, das ist der Ton, in dem mir diese 'Korrekturen' vorgetragen werden, der nicht nur eine latente Missstimmung bei mir bewirkt, sondern den Effekt nach sich zieht, dass die korrekte Einhaltung dieser bürokratischen 'Erfordernisse' schleichend wichtiger wird als das, was ich eigentlich tun soll. So renne ich z.B. durch die Gegend auf der Suche nach meiner Ablegemappe für die Textverarbeitung, nur um keinen Anraunzer von der Textverarbeitungsleiterin zu bekommen. Ich frage mich dann natürlich schon, weshalb ich diese Mappe immer ver-liere. Und ich stelle fest, dass das daran liegt, dass ich deren Wichtigkeit nicht einsehe, wenn ich meinen mir ohnehin auferlegten Relevanzen folge. Und *sie* kann meine Wichtigkeiten schließlich nicht wichtiger nehmen, als ihre. Sie wird vermutlich ohnehin zu oft gezwungen, die Wichtigkeiten anderer, zu-meist eben auch hierarchisch höher Gestellter, zu den ihren zu machen.

Diese gedankenverlorene Priorität der eigenen Aufgaben führt dann auch dazu, dass ich bei der (aufgrund meiner Aufgabenbestimmung und hierarchi-schen Position als Wissenschaftler) für mich selbstverständlichen Delegation von Arbeit zunächst auf Widerstand und noch heftigeren Missmut gestoßen bin, als ich eine Mitarbeiterin aus dem Bereich der sogenannten „Organisato-ren“ (deren Aufgabengebiet mir anhaltend unklar, weil offenbar ebenso dif-fus wie ihre Bezeichnung ist) mit Kopierarbeiten beauftragte: Für *sie* war die-ser Auftrag eine weitere Störung der Erledigung ihrer derzeitigen Aufgaben, die sie natürlich auch unter der Vorgabe 'Zeitdruck' ausführt. Für *mich* war es ein fragloses Ausweichhandeln, nachdem mir in der Textverarbeitung wie-derum deutlich gemacht worden war, „was geht und was eben nicht geht“.

Konkret bedeutete dies: Die Textverarbeitung kann mir zwar Briefe schreiben, und sie kann diese auch – in quantitativ sehr begrenztem Umfang – ausdrucken. Aber die zum Brief dazu gehörenden Adressetiketten macht die Textverarbeitung eben nicht. Das wiederum sollen nach Angabe der Lei-terin der Textverarbeitung die Vorzimmerdamen unseres Amtsleiters ma-chen (ob diese das auch machen *müssen*, weiß ich noch nicht). Deren Gesicht

allerdings kann ich mir – wenn ich morgen mit meinem Anliegen komme – schon lebhaft vorstellen.

Sehr viel Zeit nimmt es auch in Anspruch, wenn z.B. 1.700 (oder eine be-liebige Zahl über ungefähr 40) Kopien benötigt werden, was in der quantita-tiven Sozialforschung ja nun nicht unbedingt eine horrenden Zahl sein dürfte. Denn 1. darf auf dem Amt nur auf Umweltpapier kopiert werden und 2. muss die Stadt sparen. D.h. Kopien dürfen nur in sehr begrenztem Umfang erstellt werden. Jede höhere Auflage muss über die sogenannte „Beschaf-fungsstelle“ (mit zugehöriger Druckerei), die für alle städtischen Behörden zuständig ist, abgewickelt werden. Diese braucht aber für ihre 1.700 Kopien bzw. Drucke von Fotosatz 14 Tage. Nun muss der Brief aber innerhalb der nächsten vier Tage versandt werden. Also muss man entweder gute Kontakte zu der Beschaffungsstelle geknüpft haben, oder der Auftrag muss an eine externe Druckerei vergeben werden. Das geht aber natürlich *nicht* so ohne weiteres. In jedem Falle kann man Terminvorstellungen, wie ich sie von au-ßerhalb der Behörde kenne, schlicht vergessen. Und das will erst einmal ge-lernt sein!

4. Wichtig ist m.E. für das Funktionieren das, was ich vorläufig „das morali-sche Kontrollnetz“ nennen möchte. Das „moralische Kontrollnetz“ wird wesentlich durch a) das *räumlich-zeitliche* Zusammensein und b) durch das *durch die Arbeit bestimmte* Zusammensein in Gang gehalten. Das scheinbar in-formelle Gespräch bei der Kaffeepause oder am Mittagstisch in der Kantine, die verlangte Erklärung bei der Einweisung in delegierte Arbeiten (die man in dieser Zeit besser selber durchgeführt hätte, wenn nur die notwendigen Ressourcen zur Verfügung stehen würden) tragen dazu bei. Um es deutlich zu sagen: Keiner hier kann etwas dafür, das es so ist, wie es ist. Jeder hat sein Aufgabenfeld. Und alle unterliegen mehr oder weniger den gleichen Be-schränkungen. Aber irgendwie – wenn auch nach Gesichtspunkten effekti-ven und effizienten Tuns natürlich ausgesprochen schlecht – 'läuft es'. Wobei noch zu klären sein wird, *was* da tatsächlich läuft.